

Die Vernunft und der moderne Protestantismus.

(Nach Brownson's Quaterly Review. 1853.)

Von P. Rector **Andreas Koblner** S. J. in Linz.

III.

Wer auf Vernunft Anspruch machen will, weiß, daß es einen Gott gibt, denn nur der Thor spricht in seinem Herzen: Es ist kein Gott. Was unsichtbar ist an Gott, selbst seine ewige Macht und Gottheit, zeigt sich in der Schöpfung und wird erkannt durch die Dinge, die gemacht sind. Dann kann aber auch kein Vernünftiger zweifeln, daß der Mensch verpflichtet ist, Gott zu dienen, und zwar so verpflichtet, daß weder der Mensch sich selbst, ja nicht einmal Gott den Menschen dieser Pflicht entbinden kann.

Einstimmig hat sich hierüber die gesammte Menschheit ausgesprochen. Zu allen Zeiten und unter allen Nationen, ob barbarisch oder civilisirt, findet man die Verpflichtung, Gott zu dienen, factisch gelehrt und anerkannt. Selbst jene nicht katholischen Philosophen, welche lehren, daß die Religion ein Gesetz der menschlichen Natur sei, haben triumphirend dargethan, daß eine Gottesverehrung irgend welcher Art bestehe, so lange und wo immer Menschen existiren. Nun aber, was von Allen und zu allen Zeiten anerkannt worden, muß in der Vernunft selbst begründet sein und kann nicht geleugnet werden, ohne daß der Mensch dem entsage, was die besondere Würde und Erhabenheit seiner Natur ausmacht, und ohne daß er sich selbst, so weit er es vermag, aus der Reihe der Menschen in die Klasse vernunftloser Geschöpfe verjagt.

Ferner ergibt sich die Verpflichtung aller Menschen, Gott zu dienen, nicht bloß aus der allgemeinen Uebereinstimmung der gesammten Menschheit bezüglich dieses Punktes, oder aus der practischen Vernunft, wie Kant sie nennt, sondern sie ist auch eine Wahrheit der reinen Vernunft, und so erweisbar gewiß, wie irgend eine philosophische oder mathematische Wahrheit. Unstreitbar hat der Schöpfer unbeschränktes Eigenthumsrecht über das Geschöpf. Wir behaupten das Nämliche, wenn wir sagen, der Mensch habe Anspruch auf das Werk seiner Hände, oder, der Arbeiter sei seines Lohnes werth. Gott aber ist unser Schöpfer, er hat uns geschaffen und uns mit all unsern ursprünglichen Eigenschaften ausgestattet. Das ist unleugbar; denn wir konnten nicht handeln, ehe wir waren, und konnten nicht geben, was wir nicht hatten. Ist aber dem also, dann hat Gott ein oberstes Eigenthumsrecht über uns; dann gehören wir ihm an und nicht uns selbst; dann sind wir verpflichtet, uns selbst mit all unsern natürlichen Fähigkeiten ihm zu übergeben, denn die Gerechtigkeit verlangt, wie es unleugbar ist, daß wir Jedem das Seinige geben. Dieses Hingeben unser selbst an Gott, dieser Tribut, den wir Gott mit unserm ganzen Wesen als etwas ihm Gehöriges entrichten, ist in allgemeinen Ausdrücken, was wir unter Gott dienen verstehen.

Es fragt sich nun, ob wir uns selbst jemals dieser Pflicht, Gott zu dienen, entheben, oder durch irgend einen Act von unserer Seite es wahr machen können, daß wir nicht verpflichtet sind, Gott zu dienen. Gewiß nicht, außer wir können das Verhältniß aufheben, in welchem das Geschöpf zu seinem Schöpfer steht. Wir sind verpflichtet, Gott zu dienen, weil wir ihm angehören, und wir gehören ihm an, weil er uns geschaffen hat. Wir sind verpflichtet, ihm Alles zu geben, was wir sind und haben, weil er der Urheber alles dessen ist, und darum, so lange er dieses ist, sind wir auch verpflichtet, ihm zu dienen. Können wir es niemals wahr machen, — denn es ist metaphysisch unmöglich, daß Gott uns nicht geschaffen und nicht uns all unsere Fähig-

keiten verliehen hat, so können wir uns auch nie der Pflicht entheben, ihm zu dienen, noch können wir durch irgend einen Act von unserer Seite davon entbunden werden.

Aber, kann uns nicht Gott, wenn er will, dieser Verpflichtung entheben? Die Pflicht, Jedem das Seinige zu geben, und darum auch uns selber Gott, ist ein Theil der ewigen Gerechtigkeit; sie leugnen, heißt die Gerechtigkeit selbst leugnen, heißt leugnen, was wesentlich zum Begriff der Gerechtigkeit gehört: davon dispensiren, hieße von den Verpflichtungen der ewigen Gerechtigkeit dispensiren und die Ungerechtigkeit autorisiren. Das aber kann Gott nicht thun und nicht thun wollen; denn er ist wesentlich gerecht und er müßte sich deshalb mit seiner eigenen ewigen und unveränderlichen Natur und Wesenheit in Widerspruch setzen. Dann folgt aber auch, daß unsere Verpflichtung dauert, so lange wir leben, und Gott von uns den Tribut unseres ganzen Wesens fordern muß. Dann können wir weder selbst, noch kann Gott uns dieser Pflicht, ihm zu dienen, entheben.

Das muß zugegeben werden, oder man muß alle Moral leugnen. Eine moralische Handlung aber ist nicht bloß eine Handlung, deren Vollzug angemessen, schicklich oder nützlich ist, sondern ist eine Schuld, die wir auf uns haben, und die wir von Rechtswegen abzutragen verpflichtet sind. Alle Moralität ruht auf der Idee von Pflicht und alle Pflicht auf dem Principe, daß wir von Rechtswegen verpflichtet sind, Jedem das Seinige zu geben. Wenn man also eine moralische Verpflichtung überhaupt zugibt, so muß man auch zugeben, daß wir moralisch verpflichtet sind, Gott zu dienen; denn offenbar müssen wir ebenso verpflichtet sein, Gott das Seinige, als Andern das Ihrige zu geben. Wer also unsere Verpflichtung, Gott zu dienen, leugnet, muß auch leugnen, daß wir verpflichtet sind, Jedem das Seinige zu geben, und leugnen damit jede moralische Verpflichtung und eben damit auch alle Moral.

Die Pflicht aber, Gott zu dienen, einmal zugestanden, schließt alle unsere Verpflichtungen in sich und ist die einzige

Verpflichtung, welche behauptet werden kann. Jedermann sieht ein, daß wir Schuldner nur in der Weise sein können, daß nicht mehr uns gehört, was wir schulden; ebenso klar ist es auch, daß wir nur demjenigen schulden, dem wir angehören. Wir sind aber Gott schuldig, weil wir ihm gehören, — und zwar sind wir Schuldner Gottes mit unserm ganzen Wesen, weil unser ganzes Wesen ihm gehört. Offenbar können wir nicht mehr schulden, als unser ganzes Wesen und indem wir Gott dieses schulden, können wir nicht auch noch andere Schulden machen oder zahlen. Der Ertrag des Eigenthums gehört dem Eigenthümer. Wenn also unser ganzes Wesen Gott angehört, weil er der Urheber desselben ist, so gehören ihm auch all unsere Fähigkeiten an und Alles, was wir mit denselben thun und erwerben können. Wir sind daher wie Minderjährige, die kein Eigenthum erwerben, keine Schulden machen können. Man schuldet dem Vater, was man für Dienste schuldig ist, welche ein Minderjähriger geleistet hat, und für Dienste, welche Andere ihm leisten, ist er schuldig nur in und durch den Vater. So ist es mit uns; wir können verpflichten und verpflichtet werden nur in und durch Gott, dessen Eigenthum wir sind. Wenn wir nur in und durch Gott Andere verpflichten können, so können auch Andere nur verpflichtet werden oder uns etwas schuldig sein, in so fern und weil sie es Gott schuldig sind; und wenn wir nur in und durch Gott verpflichtet werden können, so können wir auch nur Andern etwas schuldig sein, in so fern und weil wir es Gott schuldig sind. Unleugbar also sind unsere Pflichten gegen Gott unsere einzigen Pflichten und schließt unsere Verpflichtung, ihm zu dienen, all unsere Pflichten in sich.

Ohne Zweifel sind wir verpflichtet, auf uns selbst in geeigneter Weise Acht zu haben und uns nicht zu schaden. Allein, wer verpflichtet uns dazu? Wir uns selbst? Das ist abgeschmackt; denn es setzt voraus, daß der Verpflichtende und Verpflichtete eine und dieselbe Person sind und daß wir uns selbst angehören; es ist aber klar, daß, in so weit wir uns selbst angehören, wir

keine Pflicht gegen uns haben und überhaupt nicht verpflichtet werden können. Wenn wir uns selbst angehören, so können wir mit uns selbst thun, was wir wollen. Oder kann ich nicht mit meinem Eigenthum schalten, wie ich will? Wenn wir uns selbst angehören, wer hat rechtlich etwas einzuwenden, wenn wir unsere Kräfte und unsere Thätigkeit vergeuden, wenn wir Geist und Körper schwächen und uns selbst, Leib und Seele zu Grunde richten? Allein wir gehören nicht uns selbst an, wir gehören, und zwar mit unserm ganzen Wesen, Gott an, der über Alles, was wir sind und haben, das höchste Eigenthumsrecht besitzt; darum sind nicht wir es, sondern Gott ist es, der uns verpflichtet, und ihm sind wir es schuldig, in geeigneter Weise Acht auf uns zu haben und uns nicht zu schaden, weil die Gerechtigkeit von uns fordert, gehörig auf das zu achten, was man uns anvertraut hat, und fremdes Eigenthum nicht zu schädigen.

Ebenso sind wir ohne Zweifel auch verpflichtet, unsern Nächsten zu lieben, wie uns selbst. Wer verpflichtet uns? Nicht unser Nächster; denn er ist so wenig sein eigener Herr, als wir es sind. Da er nicht sein eigener Herr ist, so kann er uns auch nicht verpflichten; da er selbst nicht hat, was ihm gehört, so kann er uns auch nicht zu seinen Schuldnern machen. Die Verpflichtung also, die wir haben, haben wir nicht gegen ihn, sondern gegen Gott, dessen Eigenthum er ist und dem Alles gehört, was er hat, oder was wir von ihm empfangen. Weil er Gott angehört, der sowohl unser wie sein Herr und Meister ist, und weil er uns also gleich ist, müssen wir ihn wie uns selbst behandeln; denn nothwendiger Weise müssen wir gleich verpflichtet sein, das Eigenthum Gottes in unserem Nächsten ebenso wohl, wie in uns selbst, zu wahren und nicht zu beeinträchtigen.

Ist nun dem also, so ist es klar, daß wir Gott nicht dienen können, wenn wir uns weigern, unsern Nächsten zu lieben und ihm einen Dienst zu erweisen. Gottes Ansprüche aber erstrecken sich auf unser ganzes Wesen und so weit unsere Thätigkeit reicht. Gott ist der Urheber unsers ganzen Wesens und all unserer Be-

ziehungen, dieselben mögen nun unsere Familie, unsere nähere Umgebung, das Vaterland oder die Menschheit überhaupt betreffen und darum, was wir diesen schulden, sind wir Gott schuldig, und wir haben diese Schuld abzutragen oder wir ermangeln der Pflicht, Gott zu entrichten, was wir ihm schuldig sind. Die Pflichten, welche aus jenen verschiedenen Beziehungen entspringen, liegen in der Pflicht, Gott zu dienen, wie jede Verpflichtung, die wir haben oder haben können. Wer also Gott lieben will, muß auch seinen Mitbruder lieben, und wer Gott dienen will, der muß auch seinem Nächsten einen Dienst erweisen. Man kann nicht treu gegen Gott und treulos gegen die Mitmenschen sein.

Weil aber Gott dienen all unsere Pflichten als integrirende Theile umfaßt, muß man nicht glauben, daß Gott dienen so viel sei, als die Menschen lieben und den Menschen dienen, wie die Socialisten und Humanitäts-Philosophen wollen. Die Schuld ist Gott und Gott allein abzutragen. Er als unumschränkter Herr derselben mag sie auf einen andern übertragen und sie wem immer zahlbar machen; allein, sie muß ihm, oder nach seiner Anweisung entrichtet werden, oder sie ist gar nicht entrichtet. Wir mögen sie unserm Nächsten zu bezahlen haben, allein nur, weil Gott es ihm übertragen, sie in Empfang zu nehmen. Der Irrthum der Socialisten und Humanitarier besteht nicht darin, daß sie lehren, wir seien verpflichtet, unsern Nächsten zu lieben und ihm zu dienen, noch auch darin, daß sie die Pflicht, den Nächsten zu lieben und ihm zu dienen, mit der Pflicht, Gott zu dienen, identificiren, sondern darin, daß sie behaupten, unser Nächster habe ein eigentliches Recht auf jene Liebe und jenen Dienst und daß wir Gott unsere Schuld abtragen, weil wir sie dem Menschen entrichten. Gewiß sind wir verpflichtet, die Menschen zu lieben und ihnen zu dienen, aber nicht um ihretwillen, sondern um Gotteswillen, dem wir damit dienen. Die Schuld ist nicht unserm Nebenmenschen zu entrichten, der selbst ganz und gar Eigenthum Gottes ist, sondern Gott, und sie dem Nächsten zahlbar

machen, heißt leugnen, daß sie Gott zu entrichten sei, heißt den Menschen an Gottes Stelle setzen, ist wahrer Götzendienst, der ebenso durch die Vernunft, wie durch die Offenbarung verboten wird und der, wenn nicht unterdrückt, in kurzer Zeit einen bestimmten und öffentlichen Charakter anzunehmen droht, wie in dem „Seelendienst“ und „Heroendienst“ unserer Transcendentalisten ziemlich klar angedeutet wird.

Gleichwohl braucht man sich nicht zu entsetzen, wenn es heißt, daß der Mensch verpflichtet sei, Gott den Tribut seines ganzen Wesens zu entrichten. Es ist wahr, diese Pflicht schließt die unbedingteste Unterwerfung unter Gott in sich; allein das ist keine Sklaverei, wie Einige behauptet haben; denn die Sklaverei besteht nicht darin, daß man einem Andern untergeben ist, sondern darin, daß man ihm ungerechter Weise unterworfen ist. Absolute Unterwerfung unter Gott, wenn gerecht, — und sie ist gerecht, weil Gott schuldig, — ist darum keine Sklaverei, kein Joch, kein Eingriff in das natürliche Recht und die natürliche Freiheit des Menschen.

Alle Menschen geben zu und müssen es zugeben, daß sie Gott absolut unterworfen sind, denn sie alle geben zu und müssen es zugeben, daß sie der Gerechtigkeit unbedingte Unterwerfung schulden. Kein Mensch kann behaupten, daß er das Recht habe, ungerecht zu sein, das Recht, unrecht zu thun; denn die Ausdrücke selbst widersprechen sich. Rechte fußen auf der Gerechtigkeit, oder sie sind Unrecht und keine Rechte mehr. Die Gerechtigkeit leugnen, heißt das Recht leugnen, und das Recht leugnen, heißt die Rechte leugnen; denn Rechte bestehen nur, in so fern sie Theil am Rechte haben. Der Grund jeder Klage ist die wirkliche oder vermeintliche Ungerechtigkeit der Sache, worüber man klagt; und was immer die Menschen verlangen, das verlangen sie, weil sie ein Recht darauf haben, oder zu haben glauben. Der höchste Begriff der Freiheit besteht in der absoluten Unterwerfung unter das Recht und unter das Recht allein, und man hält weltliche wie geistliche Autorität für Th-

rannei oder Unterdrückung, nur weil man glaubt, daß sie aus dem Unrecht entspringen, oder ungerecht in ihren Forderungen sind. Jedermann fühlt, daß sie fordern können, was Recht ist, und daß man in diesem Fall das Geforderte zu leisten verpflichtet sei. Es ist also klar, daß alle Menschen die absolute Oberherrschaft des Rechtes anerkennen. Die Gerechtigkeit aber ist Gott, der in sich selbst ewig und wesentlich gerecht ist. Absolute Unterwerfung unter Gott ist daher nur absolute Unterwerfung unter das Recht. Alle Menschen geben darum ihre unbedingte Unterwerfung unter Gott zu, weil sie ihre unbedingte Unterwerfung unter das Recht zugeben; und da es Niemand hart findet, dem Recht unterworfen zu sein, so kann man es auch nicht hart finden, Gott untergeben zu sein.

Der Widerwille der Liberalen gegen die Lehre, daß jeder Mensch Gott den Tribut seines ganzen Wesens zu entrichten habe, entspringt entweder aus ihrem Hasse gegen alles Recht, oder daraus, daß sie glauben, Gott und Gerechtigkeit ließen sich von einander trennen. Im ersteren Fall ist ihr Urtheil gesprochen; denn Niemand haßt die Gerechtigkeit, ohne sich bewußt zu sein, daß er Unrecht thue. Im andern Falle glauben sie, was nicht behauptet werden kann. Wir dürfen nicht annehmen, daß das Recht auf der einen und Gott auf der andern Seite stehen könne; denn das hieße annehmen, daß Gott ohne Gerechtigkeit, oder ein Feind derselben sein könne. Die Vernunft gibt kein Gesetz, sondern erklärt es nur. Wenn sie lehrt, daß die Gerechtigkeit verlange, Jedem das Seinige zu geben, so erklärt sie nur die Vorschrift des Rechtes, schafft sie aber nicht. Die Gerechtigkeit muß also früher sein, als die Vernunft, und unabhängig von ihr. Früher und unabhängig von der Vernunft muß sie etwas sein oder nichts. Nichts kann sie nicht sein, denn das hieße die Vernunft sowohl wie die Gerechtigkeit leugnen. Sie muß daher etwas sein, und wenn etwas, so muß sie Gott sein, da die Vernunft lehrt, daß sie allgemein, ewig und die höchste Autorität ist. Gott aber ist wesentlich gerecht und wir können

ihn nicht als etwas von der Gerechtigkeit Verschiedenes halten, ohne seine Existenz zu leugnen. Diese aber kann nicht geleugnet werden; denn Gott ist ein nothwendig Seiendes — ens necessarium. Er muß daher als immer und überall seiend, und darum auch immer und überall als wesentlich unendlich, unveränderlich, als ewig gerecht, — als die Gerechtigkeit selbst angenommen werden. Darum ist es sowohl ungereimt, als gottlos und atheistisch, sich Gott anders denn als gerecht zu denken und zu glauben, daß wir durch unsere unbedingte Hingabe an ihn möglicher Weise Gefahr laufen könnten, unsere Rechte zu verlieren, oder unter einem Drucke leben zu müssen. So sind gerade unsere Rechte durch eine unendliche Gerechtigkeit verbürgt.

Ferner darf man ja nicht in den Irrthum so vieler fallen, welche meinen, man sei zwar verpflichtet, Gott zu dienen, ohne jedoch zu irgend einem äußeren Gottesdienst verpflichtet zu sein. Wenn die ewige Gerechtigkeit von uns verlangt, daß wir Gott dienen, so nimmt sie hiefür unser ganzes Wesen in Anspruch; dieses aber besteht aus Leib und Seele und ist zugleich äußerlich und innerlich. Folglich müssen wir auch verpflichtet sein, Gott Beides, Leib und Seele darzubringen, wir sind daher zu einem inneren und äußeren Gottesdienst verpflichtet.

So viel nun muß man zugeben, oder die menschliche Vernunft selbst leugnen. Die menschliche Vernunft aber kann man nicht leugnen; denn man hat nur sie, womit man sie leugnen kann, und sie leugnen auf ihre eigene Autorität hin, heißt sie behaupten. Daß also der Mensch verpflichtet ist, Gott zu dienen, ist so gewiß, als irgend eine moralische, oder selbst eine mathematische Wahrheit sein kann. Es sprechen dafür sowohl die praktische Vernunft, oder die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen, wie es geschichtlich nachgewiesen werden kann, als auch die spekulative oder beweisende Vernunft, wie wir so eben gesehen, — die einzigen zwei Arten von Gewißheit, welche die natürliche Vernunft überhaupt bietet oder verlangt. Das also

stehe uns fest, daß wir verpflichtet sind, Gott zu dienen, eine Pflicht, von der weder der Mensch sich selbst, ja nicht einmal Gott den Menschen entheben kann. Das ist gewiß und unleugbar und muß als solches zugestanden werden, — es mag daraus folgen, was immer.

Wenn aber auch die natürliche Vernunft hinreicht, uns zu belehren, daß wir verpflichtet sind, Gott zu dienen und ihm den Tribut unseres ganzen Seins zu entrichten, ist es gewiß, daß sie auch hinreicht, uns praktisch vorzuschreiben, wie wir ihm dienen sollen? Es ist nicht genug, zu wissen, was es heiße, Gott dienen in abstracto, wenn wir nicht wissen, was es heiße, Gott dienen in concreto, — zu wissen, was Gott dienen sei im Allgemeinen, wenn wir nicht wissen, was es sei im Besondern; denn das Abstrakte hat kein wirkliches Sein und alle wirkliche Kenntniß ist bedingt durch die Kenntniß wirklicher Existenzen. Es gibt keine Kenntniß der Dinge im Allgemeinen ohne Kenntniß der Dinge im Besondern; denn das Allgemeine wird nur durch das Besondere erkannt. Wir kennen den Menschen nur in so weit wir Menschen kennen, in welchen der Mensch überhaupt in seiner Besonderheit und individualisirt sich darstellt. Jeder Akt des Lebens aber ist ein individueller, besonderer Akt. Wir mögen im Allgemeinen wissen, daß wir verpflichtet sind, uns Gott als sein Eigenthum ganz und gar hinzugeben; wir wissen aber nicht, was es heiße, ihm dienen, außer wir kennen uns selbst und wissen, was es heiße, uns Gott hingeben und in welcher Art und Weise er diese Selbsthingabe vollführt haben will.

Unsere Hingabe an Gott setzt von unserer Seite einen Act voraus; Gott dienen heißt etwas thun, und zwar thun in Gedanken, Worten und Werken, was Gott befiehlt. Dieser Act aber, diese That muß unser Act, unsere That, und darum ein freiwilliger Act sein; denn was wir aus Zwang thun, das thun nicht wir, sondern die Nothwendigkeit. Kein Act ist eigentlich ein freiwilliger, wenn man dabei nicht weiß, warum man ihn

vollbringt. Kein Act ist darum ein Act des Gottesdienstes, wenn wir nicht wissen, daß Gott ihn befiehlt, und wenn wir ihn nicht vollbringen, weil Gott ihn befiehlt. Die Verpflichtung, Gott zu dienen, erstreckt sich, wie gesagt, auf unser ganzes Wesen, umfaßt unsere gesammte Thätigkeit und erheischt darum, daß all unsere Handlungen Acte des Gottesdienstes seien. Offenbar aber können wir dieser Verpflichtung nicht nachkommen, wenn wir nicht wissen, was Gott in jeglicher Sphäre des Lebens, in jeglichem Kreise menschlicher Thätigkeit von uns verlangt. Ist aber nun die natürliche Vernunft im Stande, diese umfassende und ins Einzelne gehende Kenntniß zu geben, und zwar nicht etwa bloß einigen wenigen Hochbegabten, sondern jedem Menschen, da ja jeder verpflichtet ist, Gott zu dienen? Oder mit andern Worten, reicht die natürliche Vernunft hin, uns praktisch zu lehren, wie wir Gott zu dienen haben?

Man schließe nicht voreilig, daß diese Frage sich gegen die Wahrhaftigkeit der Vernunft richtet oder wenigstens sie zu bezweifeln gestellt sei. Die Wahrhaftigkeit, die Unfehlbarkeit der Vernunft (innerhalb gewisser Grenzen) wird zugestanden und muß behauptet werden, oder wir können über gar nichts urtheilen und gar nichts behaupten; wird ja doch selbst die Verpflichtung, Gott zu dienen, auf die Autorität der Vernunft hin behauptet, und ohne uns selbst zu widersprechen, können wir ihre Unfehlbarkeit nicht in dem einen Falle annehmen und in dem andern verwerfen. Allein kann die Vernunft nicht unfehlbar und doch zugleich unzureichend sein? Kann es nicht Dinge geben, die wir nothwendig wissen sollen, und welche doch außer ihrer Sphäre liegen? Ist es nicht möglich, daß sie sollte erklären können, daß wir in allen Dingen dem Gesetze unterworfen sind, ohne in allen Fällen erklären zu können, was Gesetz ist? Sollte sie nicht sagen können, daß wir immer und überall verpflichtet sind, Recht zu thun, ohne immer und überall sagen zu können, was Recht ist? Wie unfehlbar auch die Vernunft sein mag in ihrer eigenen Sphäre, so gibt es doch Grenzen für sie. Jeder Mensch stoßt

auf etwas, das er nicht kennt, und auf natürlichem Wege nicht kennen kann. Wer weiß nicht, daß die Vernunft mehr Fragen stellt, als sie zu beantworten im Stande ist? Wer behauptet wohl, daß die Menschen allwissend sind, was sie doch sein müßten, wenn die Vernunft keine Grenzen hätte? Die Behauptung, daß die Vernunft beschränkt ist, hat nichts mit ihrer Wahrhaftigkeit zu thun; sie selbst behauptet ja das und hat nie das Gegentheil gelehrt. Sie bezeichnet ihre eigenen Grenzen und diese werden auf ihre eigene Autorität hin behauptet. Sie muß ebenso befugt sein, zu erklären, daß sie nicht wisse, was sie nicht weiß, als, daß sie wisse, was sie weiß; und ihr glauben im ersten Fall heißt ebenso wohl ihre Wahrhaftigkeit behaupten, als wenn wir ihr glauben im zweiten Fall.

Ferner denke man nicht, als müßte sich die Frage bloß auf die Unzulänglichkeit der Vernunft beziehen, einen Gottesdienst zu lehren, der einen Christgläubigen befriedigen dürfte. Der Christ bekennet, eine übernatürliche Offenbarung zu haben. Von der Vernunft verlangen und zwar bei Strafe, widrigenfalls für unzureichend erklärt zu werden, daß sie einen Gottesdienst lehre, der einem Christen genüge, hieße mit der Annahme dessen beginnen, um was es sich eben fragt, hieße die Wahrheit des Christenthums annehmen und sie als Richtschnur für die Vernunft aufstellen; das aber hieße nicht mehr philosophiren, sondern dogmatifiren. Keine Autorität außer der Vernunft kann zugelassen werden, ehe sie Gründe ihrer Glaubwürdigkeit beibringt, welche der Vernunft selbst genügen, bis dahin bleibt die Vernunft ihre eigene Richtschnur. Alles, was man von ihr verlangen kann, ist, daß sie einen Gottesdienst lehre, mit dem sie selbst zufrieden ist. Kann sie das, in concreto sowohl, als in abstracto, so muß man sie für hinreichend erklären, es wäre denn, daß Gott der Allmächtige selbst uns auf übernatürlichem Wege belehrte, daß sie der Aufgabe nicht gewachsen sei. Kann sie es aber nicht, dann muß man sie auf ihre eigene Autorität hin für unzureichend erklären. Die Frage ist also einfach die: Ist die Vernunft im

Stande, einen Gottesdienst zu lehren, der ihren eigenen Anforderungen entspricht, oder ist die Vernunft sich selber genug.

Offenbar ist diese Frage keine spekulative, sondern eine praktische, und darum nicht aus Vernunftschlüssen, sondern aus der Erfahrung zu beantworten. Die Fähigkeit, zu erkennen, ist angeboren; allein die Kenntniß unser selbst sowohl, als anderer Dinge kommt aus der Erfahrung. Wir kennen uns selbst nur in soweit wir uns in unseren Handlungen offenbaren, gerade wie wir unser Gesicht nur sehen, wie es vom Spiegel zurückgeworfen wird. Wir überzeugen uns von unseren Fähigkeiten und wie weit sie reichen, nur durch ihre Verwendung. Wie wir das Gesicht durch Sehen, den Geschmack durch Schmecken, das Gefühl durch Fühlen, die Liebe durch Lieben, die Furcht durch Fürchten kennen, so die Vernunft durch Akte der Vernunft, in uns, oder bei Andern. Jedermann weiß das und gibt es zu, denn Niemand behauptet, daß er sich selbst in die Augen sehen könne. Das Maß unserer Erfahrung — dieses Wort in seinem eigentlichen, nicht in dem beschränkten Sinne einiger moderner Philosophen genommen, — muß das Maß unserer Kenntniße sein, und wir können folglich keine Fähigkeit für uns in Anspruch nehmen, welche über die Grenzen der Erfahrung hinausliegt, oder weiter geht, als wir durch die That beweisen, oder bewiesen haben.

Die Frage lautet also: Hat die Vernunft je sich fähig erwiesen, eine Art von Gottesdienst zu lehren, womit sie selber zufrieden gewesen? Es ist wohl bekannt, daß sie dieses nicht vermochte. Abgesehen vom Christenthum, das für jetzt nicht in Betracht kommen kann, bietet die Geschichte des Menschengeschlechtes die sechs Jahrtausende hindurch kein Beispiel eines Gottesdienstes oder einer Religion, womit die Vernunft selbst zufrieden gewesen wäre. Die Religionen des alten Heidenthums, sammt und sonders, wurden vor dem Richterstuhl der Vernunft des größten Irrthums, der Unsittlichkeit und Ungereimtheit überwiesen. Die berühmtesten, aufgeklärtesten und zivilisirtesten Nationen des Alterthums übten Religionen, vor denen Vernunft und menschliches Gefühl gleich

zurückschauern. Man darf es kaum wagen, von den Festen der „unsterblichen Götter“ und ihren unsauberen Geheimnissen zu reden. „Die Liebeshändel dieser Götter, wie der berühmte Boßuet bemerkt, ihre Grausamkeiten, Eifersüchteleien und anderen Ausschweifungen waren der Gegenstand ihrer Feste, der Hymnen, die man sang, und der Gemälde, womit man ihre Tempel schmückte. Das Verbrechen wurde angebetet und als nothwendiger Theil des Gottesdienstes erachtet. Plato, der tiefste der Philosophen, rechtfertigt unmäßiges Trinken am Feste oder zu Ehren des Bacchus. Aristoteles tadelt zuerst streng unsittliche Gemälde, nimmt aber die der Götter aus, welche, wie er sagt, durch solche Schamlosigkeit geehrt werden wollen. Wir können ohne Staunen nicht lesen von den Ehren, welche man der Venus zu erweisen hatte, und von den Unlauterkeiten, womit man ihre Feste beging. Griechenland mit all seiner Kultur und Wissenschaft nahm diese greulichen Mysterien an. Individuen und ganze Städte, wenn in Bedrängnissen, gelobten der Venus unzüchtige Dirnen, und Griechenland selbst erröthete nicht, seine Rettung den Gebeten zuzuschreiben, welche es an diese Göttin gerichtet. Nach der Niederlage des Xerxes und seines furchtbaren Heeres hing man eine Tafel in ihrem Tempel auf, welche die Gebete und feierlichen Züge darstellte mit folgender Ueberschrift des berühmten Dichters Simonides: „Diese beteten zu ihrer Göttin Venus, welche aus Liebe zu ihnen Griechenland gerettet.“ Discours sur l'Histoire Universelle.

Und nicht auf Griechenland allein waren diese Gräuel beschränkt. „Römische Würde, fährt Boßuet fort, behandelte die Religion nicht mit größerem Ernste. Rom weihte zur Ehre der Götter die Unsittlichkeiten des Theaters und die blutigen Gladiatorenspiele, d. h. Alles, was man sich nur von Verdorbenheit und Grausamkeit denken kann.“ Es ist nicht nothwendig, von all den Schändlichkeiten im heidnischen Götzendienste zu reden, es genüge, zu bemerken, daß unter allen heidnischen Nationen den Göttern Vernunft, Keuschheit und Menschlichkeit zum Opfer gebracht

wurde und daß es unter ihnen keine einzige gibt, welche nicht durch Menschenopfer den Zorn ihrer Götter zu besänftigen oder ihre Gunst sich zu erwerben gesucht hätte.

Und diese Laster, Verbrechen und Gräuel waren nicht etwa verbotene Ausschreitungen oder Vergehen gegen die Staatsreligion; sie waren gerechtfertigt durch das Beispiel der Götter selbst, die man anbetete, sie waren integrirende Theile ihres Kultus, sie waren geheiligte Zeremonien und von den in Bezug auf Religion anerkannten Autoritäten vorgeschrieben. Es wäre ein Schimpf gegen die menschliche Vernunft, wenn man auch nur für einen Augenblick annehmen wollte, daß sie sich mit irgend einer der alten Mythologien oder gräulichen Abgötterei zu friedengegeben, oder je zufrieden geben konnte. Sie findet in ihnen ohne Zweifel die Verpflichtung des Menschen, Gott zu dienen, thatsächlich anerkannt; allein das ist auch Alles, was sie findet und wovon sie sich nicht mit Schauer und Ekel hinwegwendet. Sie sieht klar genug, daß mit solchen Gräueln Gott nicht gedient war, und daß Gott einen solchen Dienst weder annehmen wollte noch konnte. Sie weiß, daß Gott der einzig wahre Gegenstand des Gottesdienstes ist und daß Elemente, Sonne, Mond und Sterne, Holz und Stein, Silber und Gold, daß Eidechsen und Krokodille, Knoblauch und Zwiebel, Fische des Meeres und Vögel der Luft, vierfüßige und kriechende Thiere, daß Männer und Frauen, ob lebendig oder todt, daß Werke, welche aus der Hand des Menschen kommen und Erzeugnisse der Einbildungskraft sind, nicht Gott, nicht jenes höchste Wesen sind, das Himmel und Erde geschaffen und Alles, was darin ist, und dessen Dasein und Eigenschaften in den Werken der Schöpfung sich kund geben. Sie weiß, daß alle diese Religionen Abgötterei sind; Gözendienst aber verdammt sie und muß sie verdammen in jeder Gestalt und jedem Grad; denn wie wir gesehen, beweist sie leicht, daß wir verpflichtet sind, Gott und ihm allein zu dienen, — ihm zu dienen mit Allem, was wir sind und haben. Wenn wir uns an Götzen hingeben, oder an irgend etwas, was nicht Gott selbst ist, es

mag nun wirklich, oder nur in der Einbildungskraft bestehen, so entrichten wir Gott nicht den Tribut unseres ganzen Wesens, und dienen ihm überhaupt ganz und gar nicht; wir geben ihm nicht, was ihm gehört, und die Gerechtigkeit verdammt uns und muß uns verdammen. Gleichwohl, den Muhamedanismus etwa ausgenommen, war und ist die Religion jeder Nation alter und neuer Zeit, die zugestandenermaßen nur auf die natürliche Vernunft beschränkt war, nichts Anderes als gräulicher Götzendienst. Wie kann man nun behaupten, daß die Vernunft hinreiche, uns einen Gottesdienst zu lehren, der ihr selbst genügt?

Daß diese alten Religionen die Vernunft nicht befriedigen, daß die Vernunft diese Unflätigkeiten, diese unzuchtigen und schmutzigen Gebräuche, diese schrecklichen Grausamkeiten, diese von Menschenopfern rauchenden Altäre nicht für einen Gott wohlgefälligen Dienst halten kann, ist so klar, daß viele heidnische Philosophen und Dichter sich dagegen erhoben, und daß in Rom und in Griechenland, vielleicht auch unter anderen Nationen, die aufgeklärteren Klassen, wie heut zu Tag in China und in den meisten protestantischen Ländern, einen solchen Gottesdienst im Herzen verachteten und in den entgegengesetzten, nicht weniger beklagenswerthen Irrthum einer vollständigen Irreligiosität verfielen und sich damit begnügten, aus sozialen und politischen Gründen bei Gelegenheit gewisse äußere Religionsformen mitzumachen.

Die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft, zu lehren wie man Gott dienen soll, ergibt sich ferner ganz klar aus dem Benehmen jener aufgeklärten Herren und Frauen neuerer Zeit, welche die christliche Offenbarung verwerfen und, wie sie sagen, nur dem Lichte der Vernunft folgen wollen. Weit entfernt, einzig zu sein über die Religion, welche die Natur sie lehre, sind ihre Sekten und Spielarten fast ins Unzählige gewachsen. Wie sie selbst gestehen, finden sie nirgends in der Geschichte eine Religion fix und fertig. Sie können sich nicht zufrieden geben weder mit dem griechischen und römischen Polytheismus, noch mit dem afri-

tanischen Fetischismus. Die Religion der alten Aegypter, Syrer, Phönizier, Chaldäer, Perser, Griechen, Römer, Gallier und Britten entspricht ihren Bedürfnissen ebenso wenig, wie die der heutigen Indier, Chinesen, Afrikaner, oder Amerikaner, und wie sehr sie auch im Geheimen der Göttin von Cypern und den Orgien des Bacchus huldigen mögen, sie sind keineswegs bereit, den Altar des Jupiter, der Juno, der Minerva, des Baal, Dagon, Astaroth, Apis, Aneph, Bishnu, Schiwa, Buddah, Fo, Wodan, des Thor, der Freja, des Manitu, Wigli-Pugli, oder selbst des Mumbo-Jumbo wieder zu errichten. Der Deismus des Lord Herbert von Cherbury, wie die Theophilanthropie des Revellière-Lepaux haben kein Vorbild unter den verschiedenen Religionen der Menschen, und sind durchaus unfähig, den Beifall derer zu gewinnen, welche die Kirche verlassen haben, um, wie sie sagen, der Vernunft zu folgen.

Die modernen Effektiker behaupten zwar die Zulänglichkeit der Vernunft und die Unfehlbarkeit des Menschengeschlechtes. Sie huldigen bis zu einem gewissen Punkte allen alten und neuen Religionen und meinen, daß jede derselben eine große Wahrheit symbolisire; allein sie gestehen auch, daß die der Vernunft genügende Religion noch nie in concreto existirt habe. Solch eine Religion müsse erst geschaffen werden. Dies, sagen sie, dürfte geschehen, indem man alle alten und neuen Religionen in ihre Elemente auflöst und von jeder das Wahre nimmt, das sie enthält, und die einzelnen, in solcher Weise gesammelten Wahrheiten zu einem neuen, vollständigen und harmonischen Ganzen verbindet. Allein das hilft sie nichts, denn diese neue Religion in ihrer besonderen Gestalt hat kein geschichtliches Dasein gehabt und der Versuch, sie aus den alten Religionen zu bilden, ist kaum, wenn überhaupt möglich, mit weniger Schwierigkeiten verbunden, als die Erfindung einer neuen Religion. Ueberdies sind die Effektiker auch noch keineswegs unter sich darüber einig, welche Elemente sie nehmen, welche sie bei Seite lassen sollen. Sie sagen ferner, daß, wenn auch der beste Erfolg ihre Arbeit krönt, dies nur für

eine kurze Zeit ist. Die neue Religion wird kaum gebildet sein, so wird man sie schon zu eng finden für die Menschheit, wird sie eine unbequeme Zwangsjacke für den freien Geist und einen Hemmschuh des Fortschritts nennen. Sie gestehen zu, daß die Vernunft ihr Werk, kaum daß es vollendet ist, auch schon wieder verleugnet und es sogleich wieder niederzureißen beginnen wird. Ach, was gestern die Vernunft befriedigte, genügt ihr heute schon nicht mehr und noch viel weniger morgen. Die wahrsten und heiligsten Formen der Religion und des Gottesdienstes dauern nicht länger denn eine Blume des Feldes und verschwinden, wie der Morgenthau. Alle Dinge ändern ihre Gestalt und nichts bleibt übrig, als die abstrakte Verpflichtung, gut zu sein, und Gutes zu thun, während auf die Frage: Was heißt denn gut sein und Gutes thun? jedes Jahrhundert, jede Nation, und selbst jedes Individuum eine andere Antwort gibt. Was ist das Alles, wenn auch zugegeben wird, was man nur immer verlangt, was ist es anders, denn ein unzweideutiges Geständniß, daß die Vernunft nicht sich selber genügt?

Die klügeren und mehr philosophisch gebildeten unter denen, welche heut zu Tage eine übernatürliche Offenbarung verwerfen, suchen sich zwar damit zu helfen, daß sie das Christenthum selbst als ein Erzeugniß der natürlichen Vernunft ausgeben. Sie tadeln sogar diejenigen, welche sich offen gegen dasselbe erklären und nennen sich dessen besondere Freunde; sie nehmen den Heiland in Schutz, verschwenden an ihm ihre Liebesbezeugungen und nennen ihn sogar einen Philosophen. Allein, wie schön sich dieses auch ausnimmt, es hilft sie nichts, denn zum Unglück für sie hat sich das Christenthum immer für eine übernatürliche Religion erklärt und ist als solche auch immer anerkannt worden. Nehmen also diese Klugen das Christenthum als eine übernatürliche Religion, so verdammen sie sich selbst, leugnen sie es als eine solche, so verdammen sie das Christenthum, — denn dieses hat dann ein falsches Bekenntniß abgelegt, und die Vernunft kann kein falsches Zeugniß gelten lassen und keine Religion annehmen,

die nicht ist, wofür sie sich ausgibt. Wenn man zugestehet, daß das Christenthum den Forderungen der Vernunft entspricht, so kann man es als einen Beweis für die Zulänglichkeit der Vernunft nur in seinem historischen Charakter anführen, wie es bisher aufgefaßt wurde, und in dem Sinne, in welchem es aufgefaßt werden will; gerade aber in dieser Weise genommen wird es zur klaren und unzweideutigen, auf göttliche Autorität gestützten Verwerfung der Zulänglichkeit der Vernunft. Die Männer, auf welche wir anspielen, scheinen dieses einzusehen, und darum sieht man sie das Christenthum in aller Weise modifiziren und demselben einen Sinn unterzulegen suchen, der wesentlich verschieden ist von dem, in welchem es bisher von seinen Anhängern und Gegnern aufgefaßt wurde, — einen Sinn, in welchem es zwar, wie sie sagen, hätte genommen werden sollen, in dem es aber, wie sie gestehen müssen, nie verstanden wurde. Nimmt man aber das Christenthum in diesem Sinne, so hört es auf, das historische Christenthum zu sein, und wird, wie einige dieser Philosophen es ausdrücklich nennen, ein neues Christenthum, und kann darum keinen Erfahrungsbeweis dafür liefern, daß die Vernunft hinreiche, zu lehren, wie man Gott dienen soll; denn die Erfahrung hat noch nicht bewiesen, daß das Christenthum in diesem neuen Sinne allen Anforderungen der Vernunft zu entsprechen vermöge.

Wenn ein Mensch sich aufmachte, um außer der katholischen Kirche eine Religion zu finden, welche der Vernunft genügt, wo glaubt man wohl, möchte er sie finden? Nicht in einer der alten oder neuen Mythologien, das ist gewiß. Nicht in einer der Formeln des dogmatischen Protestantismus, das ist eben so gewiß; denn sie alle sind im Kampfe gegen einander, und es gibt keine einzige unter ihnen, welche für die Vernunft nicht zu viel hat, oder zu wenig, — keine, in welcher nicht die Vernunft einen Widerspruch fände, daß sie gerade so viel ist und nicht mehr, und gerade so wenig und nicht weniger. Gewiß nicht im Muhamedanismus, denn die Vernunft stößt sich an seinem Him-

mel und an seinem sinnlichen Paradiese, vor Allem aber an seinem absoluten Fatalismus, der den freien Willen leugnet und damit jede moralische Verpflichtung aufhebt, folglich auch die Pflicht, Gott zu dienen. Wird er sie finden bei den alten Philosophen? Bei welchem von ihnen? Bei Sokrates, welcher als der weiseste von allen gilt? Allein die Vernunft kann die sokratische Liebe nicht billigen, jene unnatürliche Sünde, welche über „die Städte der Ebene“ das Verderben brachte und welche Sokrates bei Plato nicht undeutlich eingesteht und offenbar vertheidigt. Sie kann den Befehl nicht billigen, welchen Sokrates noch unmittelbar vor seinem Tode seinem Schüler Kriton gab, dem Meskulap einen Hahn zu opfern. Entweder hielt er Meskulap für einen Gott und den Hahn für etwas demselben Gebührendes, oder nicht. Im erstern Falle war er ein roher Götzendiener, im letztern ein Heuchler, ein Glender, welcher sich gemeinem Aberglauben anbequemt. Oder wird er sie finden bei dem „göttlichen Plato?“ Wie! und glauben, daß die Vernunft die Ehe verbiete, allgemeine Unzucht erlaube und lehre, daß Jedermann verpflichtet sei, die Religion seines Vaterlandes zu bekennen, sie mag noch so roh, schmutzig und gräulich sein? Wird er sie bei Cicero finden, d. h. es für recht halten, als Diener heidnischer Abgötterei äußerlich einem gemeinen Aberglauben zu huldigen, während man ihn innerlich verachtet, und eine Philosophie des Zweifels zu lehren, und für Ruhm und Ehre, und nicht für Gott zu leben?

Oder man lasse ihn herabkommen auf die neuere Zeit, bei welchem der modernen Philosophen wird er sie finden? Bei Locke? Er ist veraltet. Bei Reid und Stewart? Sie sind vergessen. Bei Kant, Schelling, Hegel oder Cousin? Gestern noch waren sie große Namen, heute sind sie bereits bis zur Unbedeutendheit herabgesunken, und ihre Systeme, wenn verfolgt bis zu ihren letzten Konsequenzen, lassen keinen Gott übrig, den man anbeten könnte. Wird er sie finden bei dem skandinavischen Propheten, dem Gründer der „neuen Kirche“, bei dem berühmten

Swedenborg? Aber wie! Bei einem Manne, der Gott wesentlich zu einem Menschen macht, und dessen System seine kräftigsten Beweise im Mesmerismus findet und den Weg zum Dämonismus der von Davis jüngst herausgegebenen „wunderbaren Offenbarungen“ bahnt, — ein System, welches Gott mit dem Menschen, das Natürliche mit dem Uebernatürlichen verwechselt, indem es den Menschen zu einem bloßen Gefäße macht und ihm so alle wirkliche, selbstständige Existenz abspricht? Ebenso wenig wird er sie finden bei Saint-Simon, dem Pariser Grafen, einem Wüstling, der sich selbst ermorden wollte und den Nouveau Christianisme erfand; konnten doch sogar seine Schüler niemals eins darüber werden, was er sie gelehrt: sie haben sich getrennt und sind verschwunden. Oder soll er sie bei Fourier finden? Also bei einem Mann, dessen Gott der Mammon ist, der die Neigung und nicht die Pflicht, die Leidenschaft und nicht die Vernunft zur Lebensregel macht, und die Selbstbefriedigung zum Gottesdienste stempelt?

Wahrlich, ein solcher Mensch, welcher außer der katholischen Kirche eine Religion finden wollte, die der Vernunft genügt, würde in der That jener Taube gleichen, welche Noe aus der Arche entließ, ehe die Wasser vertrocknet waren; er würde ebenfalls keine Stelle finden, worauf sein Fuß ruhen könnte. Er wäre genöthigt, entweder alle Religion zu verwerfen, oder mit dem Ritter von Bunsen es zu versuchen, „die Kirche der Zukunft“ zu zimmern, — entweder gar keine Religion zu haben, oder sich selbst eine zu fabriziren. Zu diesem Schluß kommen auch die modernen Philosophen und darum sieht man sie auch überall entweder in absolute Irreligiosität versinken, oder den Blasbalg treten und den Amboss hämmern, um sich selber eine Religion zu schmieden, — und überdrüssig ihre Arbeit wegwerfen, kaum daß sie fertig geworden.

Es ist also gewiß, daß es der Vernunft noch nie gelungen ist, einen Gottesdienst zu lehren, der ihren eigenen Anforderungen genügte. Ebenso gewiß ist, nachdem es ihr bisher noch

nicht gelungen, daß es ihr auch jetzt nicht gelingen kann, noch je gelingen wird. Sie ist keine neue Macht, kein neues Geschenk, nichts Neuerworbenes. Sie ist eine natürliche Gabe und so alt, wie die Menschheit selbst. Die Menschen waren im Besiz derselben von Anfang an und hatten von Anbeginn her all die Vernunft, welche zur menschlichen Natur gehört. Die Heiden verfielen in ihren groben Aberglauben nicht eher, sondern nachdem sie die Gabe der Vernunft empfangen, und sie verübten die Gräuel, welche man ohne Scham nicht einmal nennen kann, bei all dem Lichte der Vernunft, mit all dem Schutz, welchen sie der Wahrheit, Gerechtigkeit und Keuschheit gewährt. Wenn sie genügt, woher jener schmutzige und abscheuliche Götzendienst? Wenn aber die Menschen ungeachtet der Vernunft immer wieder in denselben Götzendienst verfallen, sobald sie ihr allein überlassen sind, wie kann man behaupten, daß sie genüge, zu lehren, wie man Gott zu dienen habe?

Man kann nicht sagen, daß die Vernunft nicht freien Spielraum gehabt, daß sie in ihrem Schaffen gehindert worden und nie ihre ganze Thatkraft entwickeln konnte. Sie hat sechs Jahrtausende Zeit gehabt zu ihrem Versuch und ist auf keine anderen Hindernisse gestoßen, als solche, welche ihren Grund in der menschlichen Natur selbst haben und denen sie darum immer und überall begegnen muß. Sinnenlust und Leidenschaft, die Folgen der Begierlichkeit, haben ohne Zweifel ihren Einfluß geübt, so daß sie ihr Werk nicht so gut vollbrachte, als sie sonst wohl möchte gethan haben; allein das entschuldigt sie nicht, sondern beweist nur ihre Unzulänglichkeit. Ohne Zweifel haben Sinnenlust und Leidenschaft gar oft die Stimme der Vernunft erstickt und ihre Ermahnungen vereitelt; allein dem hätte man vorbeugen sollen, — es war ein praktisches Hinderniß, das hätte beseitigt werden sollen. Ohne Zweifel sah die Vernunft klar genug, daß die Abgötterei und die Scheußlichkeiten, zu welchen Sinnenlust und Leidenschaft Individuen sowohl wie ganze Nationen hinzogen, kein Gottesdienst seien; ohne Zweifel protestirte

sie dagegen, allein was half es sie, so lange sie keine vollziehende Gewalt hatte, ihnen vorzubugen, oder zu steuern? Was half es sie zu wissen, daß das nicht Gott dienen hieß, so lange sie nicht wußte, was Gott dienen heiße; oder wenn sie auch dies bis zu einem gewissen Grade wußte, es aber nicht lehren konnte mit hinreichender Klarheit, Entschiedenheit und Autorität, welche ihr Gehör und Gehorsam zu verschaffen im Stande war? Hätte sie hinreichend erkannt und gelehrt, was es heiße, Gott dienen, die Völker hätten nicht in ihren gräulichen Aberglauben verfallen können, und die Thatsache, daß sie darein verfielen, beweist, daß ihre Erkenntniß und ihre Lehre eine mangelhafte war. Wenn sie es aber früher nicht gekonnt, kann sie es auch jetzt nicht und wird es nimmer können; denn ihre natürliche Kraft ist immer dieselbe, so wie die Hindernisse, welche ihr von Seite der menschlichen Natur entgegentreten, immer dieselben sind, da die menschliche Natur sich nicht ändert und sich nicht ändern kann, ohne aufzuhören, die menschliche Natur zu sein.

Diesen Schluß kann keine der modernen Fortschritts-theorien als falsch erweisen. Man kann keinen Fortschritt der Natur behaupten und alle Erfahrung widerspricht einem Fortschritt aus natürlichen Ursachen in Betreff der Vernunft und Begierlichkeit. Christliche Nationen, unter welchen der Einfluß des Christenthums sich fühlbar gemacht, haben ihren Fortschritt gehabt; allein diese Nationen können in der Frage über die Zulänglichkeit der Vernunft nicht in Betracht kommen, da es noch zu beweisen ist, daß dieser Fortschritt das Resultat natürlicher Ursachen war. Unsere Beobachtungen müssen sich auf Nationen beschränken, die anerkanntermaßen nur auf das natürliche Licht der Vernunft angewiesen waren, und von ihnen allein haben wir die Thatsachen zu entnehmen, welche zu einem Schluß auf natürlichen Fortschritt berechtigen; sonst fallen wir in den Sophismus, der da annimmt, was erst zu beweisen ist. Gegen jenen Schluß läßt sich nur dann etwas einwenden, wenn man in der Geschichte dieser Nationen die Thatsache eines Fortschrittes und zwar eines Fortschrittes in

der Erkenntniß und der Verehrung Gottes nachweisen kann. Einfacher materieller Fortschritt, herbeigeführt durch Industrie oder Waffengewalt, oder ein Fortschritt in Wissenschaft und Kunst, herbeigeführt durch die Vernunft im Dienste der Begierlichkeit und Leidenschaft, hat hier nichts zu thun; denn ein solcher Fortschritt bedingt nicht nothwendig auch irgend einen Fortschritt in der Erkenntniß und Erfüllung unserer Pflichten. Wenn wir bei diesen Nationen eine stufenweise fortschreitende Verbesserung in den Sitten fänden, wenn wir sehen würden, daß sie im Laufe der Zeit sich verfeinern, weniger und weniger unwürdige Begriffe von Gott bekommen, ihre Götzen verlassen und ihren Gottesdienst von seinen Gräueln reinigen, dann könnten wir dies als einen etwaigen Beweis eines Fortschrittes aus natürlichen Gründen ansehen; finden wir aber nichts von allen dem, sondern vielmehr, daß die Nationen immer mehr und mehr in Sittenlosigkeit versinken und immer größerem Aberglauben sich ergeben, dann müssen wir mit all der Gewißheit thatsächlicher Erfahrung den Schluß ziehen, daß es hierin keinen natürlichen Fortschritt gibt.

Es ist aber historisch gewiß, daß kein Fortschritt der Art, wie er zum Beweise nothwendig wäre, in der Geschichte irgend einer, dem einfachen natürlichen Lichte der Vernunft anerkanntermaßen überlassenen Nation alter oder neuerer Zeit nachgewiesen werden kann. Vom moralischen und religiösen Standpunkt aus betrachtet, ist der Fortschritt aller heidnischen Nationen ein Fortschritt zu größerer Verdorbenheit. Die am wenigsten der Vernunft anstößige Periode ihrer Geschichte ist immer die früheste. Es mag im heidnischen Götzendienste Grade von Verirrungen und Gräueln gegeben haben und die minder Schlechten und minder Gefallenen mögen auch etwas gethan haben, um für eine Zeit lang die Schlechteren und tiefer Gefallenen einigermaßen aus ihrer Verdorbenheit herauszuziehen; nimmt man aber jede Nation für sich selbst, so wuchsen ihre Gräueln, wie sie wuchs, und erstarkten in dem Grade, als sie erstarkte, und waren

am größten, wenn die Nation auf dem Gipfel ihrer Civilisation und im Zenith ihres Ruhmes stand. Nie sieht man auch nur bei einer einzigen heidnischen Nation, daß die Vernunft allmählig wieder ihr Reich erobert hätte, sondern immer verliert sie und immer weniger vermag sie den Strom des Verderbens zu hemmen, der da hereinbricht und immer mehr anschwillt, bis er zuletzt das Land überfluthet und das Nationalleben unter seinen Wassern begräbt. Die berühmten Nationen des Alterthums sind verschwunden. Aegypten, Assyrien, Phönizien, Carthago, das heidnische Griechenland und Rom bestehen nur noch in ihren immer mehr verfallenden Ruinen. Theben mit seinen hundert Thoren liegt in seinen eigenen Trümmern begraben. Tyrus liegt verödet auf seiner Insel und der arme Fischer trocknet nun sein Netz, wo einst seine „Handelsfürsten“ sich versammelten. In der Einöde von Babylon ruft eine Gule der andern zu, üppiges Gras wächst auf dem einst vollgedrängten Marktplatz und lautlose Stille ist dem Lärm eifriger Betriebsamkeit gefolgt. Alle diese Nationen sind an ihrem eigenen Sittenverderbniß und an ihrer inneren Fäulniß zu Grunde gegangen, und in ihrem Schicksal lieft der Philosoph die Ohnmacht der Vernunft und die Falschheit der modernen Theorien des Fortschritts.

Nirgends, außer in Ländern, welche unter dem Einfluß des Christenthums stehen, findet man je Zeichen eines wahren Fortschrittes. Die Geschichte meldet kein Beispiel einer von sich selbst entwickelnden Civilisation. Jahrhunderte auf Jahrhunderte ziehen an den wilden Stämmen von Asien, Afrika und Amerika vorüber, und keine Aenderung zum Bessern. Die Stämme östlich vom persischen Meerbusen, an den Küsten des indischen Oceans, sind heut zu Tage gerade so, wie sie die Gefährten des mazedonischen Eroberers gefunden. Der Ruhm des Persers und Arabers besteht in seinen dunklen und sich verlierenden Erinnerungen, der Ruhm Indiens in einer fernen und nicht aufgezeichneten Vergangenheit, wo es nach dem Zeugniß aller seiner Monumente einen Gottesdienst hatte, der weniger erniedrigend

war, als seine gegenwärtigen scheußlichen Abgöttereien. Die zahlreichen Völker von China und Japan versinken mit jeder Generation in immer tiefere Unwissenheit und Schande. Die türkischen Horden haben seit fünf Jahrhunderten, seitdem sie sich in Europa festgesetzt, kein Zeichen von Fortschritt gegeben, und mohamedanisches Leben scheint allgemein auszugehen und nahe daran zu sein, in seiner eigenen Atmosphäre zu flackern und zu erlöschen. Als die neue Welt von den Europäern entdeckt wurde, zeigten sich jene Nationen, welche einem zivilisirten Leben noch zunächst kamen, als die verdorbensten, und waren gerade diejenigen, gegen deren Religionsübungen Vernunft und Menschlichkeit sich am meisten empörten.

In der That sind auch die Philosophen der Progredisten-schule so vollkommen überzeugt, daß die heidnischen Nationen kein Beispiel jenes Fortschrittes liefern, den sie lehren, daß sie nach Thatfachen, worauf sie ihre Theorie gründen könnten, ausschließlich unter christlichen Nationen suchen. Ohne Beweis und gegen alle Eviden nehmen sie an, daß die christliche Religion eine Folge der natürlichen Entwicklung des Verstandes sei und daß die Menschheit auf dem Wege ihres natürlichen Fortschrittes im Laufe der Jahrhunderte dazu gelangte. In dieser Voraussetzung und indem sie das Christenthum besser finden als das Heidenthum, und sehen, daß unter dessen Einfluß die Völker merkliche Fortschritte gemacht, nehmen sie dasselbe und den unter ihm gemachten Fortschritt, ganz ernstlich als einen schlagenden Beweis für ihre Theorie des Fortschrittes aus natürlichen Gründen. Das ist unlogisch; denn ehe sie ein Recht haben, und haben können, für ihre Theorie sich aufs Christenthum zu berufen, müssen sie erst beweisen, daß das Christenthum ein Produkt natürlicher Entwicklung sei. Unglücklicherweise aber können sie das nicht. Die Thatfachen sind gegen sie. Sie sollten einen zusammenhängenden Fortschritt vom Heidenthum zum Christenthum nachweisen, können es aber nicht. Der Götzendienst der heidnischen Nationen, welcher noch dem Christenthum am nächsten

kommt, gehört ihrer frühesten, nicht ihrer spätesten Geschichte an. Die Frage ist offenbar eine historische; die Geschichte aber, wie wohl bekannt, zeigt uns zuerst den Dienst des Einen Gottes, den Monotheismus, ehe sie uns in den Fetischismus und Polytheismus einführt. Gerade im Beginne der Geschichte findet man die Kenntniß und Verehrung des Einen Gottes. Wenn wir der Geschichte zu glauben haben, und die Vertheidiger des natürlichen Fortschrittes müßen ihr glauben, so ist der Gottesdienst des Christen nicht eine Entwicklung des heidnischen Gottesdienstes, sondern früher als dieser, welcher eben nur eine Verzerrung des christlichen ist. Die Wahrheit ist älter als die Lüge, und die Geschichte beweist es, indem sie darthut, daß Religion früher war, als der Aberglaube. Die heidnischen Philosophen selbst, welche von Zeit zu Zeit gegen den Aberglauben des Volkes sich erhoben und auf deren Lehren man sich manchmal beruft, um zu beweisen, wie das Heidenthum fortgeschritten, bekennen immer, daß sie im Sinne der alten Weisen sprechen und ihre Zeitgenossen einfach zur Religion des entfernteren Alterthums zurückführen wollen. Insofern sie die Einheit Gottes überhaupt anerkannten, lehrten sie dieselbe als eine alte Lehre, die man lange aus dem Auge verloren und in Folge der Verderbtheit späterer Jahrhunderte vergeßen habe.

Diese Philosophen selbst hatten ohne Zweifel einige richtige Begriffe von dem höchsten Wesen. Das beweist aber nichts für die Theorie des Fortschrittes, weil sie bekennen, dieselben von den Alten überkommen zu haben; weil wenigstens die meisten von ihnen Aegypten, Syrien und Phönizien besuchten und von dem Volke, das mitten in der Finsterniß des Heidenthums die Verehrung des wahren Gottes bewahrte, viel gelernt haben mögen und nicht unwahrscheinlich wirklich gelernt haben; und weil sie die Sitten ihrer Landsleute in nichts geändert haben. Fast ohne Ausnahme bequemen sie sich dem Aberglauben des gemeinen Volkes an, obwohl sie denselben verachteten und empfahlen ihren Schülern, das Gleiche zu thun. Nie sank Griechenland

und Rom schneller, was Tugend betrifft, als unter und nach ihren berühmten Philosophen, nie war die Heidenwelt im Allgemeinen, so weit sie nicht in absolute Irreligiösität verfallen war, in größere Unlauterkeit oder in abscheulichen Götzendienst versunken als zur Zeit der Ankunft Unsers Herrn, und nie war sie, menschlich zu urtheilen, zur Aufnahme des Evangeliums weniger vorbereitet, als da der Fischer von Galiläa den Sitz des Oberhauptes der Christenheit von Antiochia nach Rom verlegte. Gewiß, es gab eine Vorbereitung auf das Christenthum, allein sie ging nicht von den Heiden aus. Es war die von der Vorsehung bewirkte Niederlassung der Juden in den vorzüglichsten Städten des römischen Reiches und ihr Einfluß daselbst; sie bildeten in jeder dieser Städte, als die Verkünder des Kreuzes von Jerusalem dahin kamen, den Kern der neuen christlichen Gemeinde, wie der Irländer heut zu Tage in der ganzen protestantischen Welt, wo die englische Sprache die Landessprache ist.

Alles das spricht gegen die Annahme, daß das Christenthum sich natürlich aus dem Heidenthum entwickelt habe. Wäre dies der Fall gewesen, so würde man in den heidnischen Nationen selbst eine allmähliche Annäherung zum christlichen Glauben und Gottesdienste gewahren. Möchten auch Einige erst früher oder später zum Christenthum gelangt sein, wenigstens würden Alle ihren Blick auf dasselbe gerichtet und sich ihm genähert haben. Allein man sieht nichts von allen dem und weiß aus der Geschichte, welch heftigen Widerstand das Christenthum bei seinem ersten Auftreten gefunden und wie es ihm erst nach einem hartnäckigen Kampfe von beinahe sechs Jahrhunderten gelungen, das Heidenthum im römischen Reiche auszurotten. Gewisse Philosophen können sich also nicht auf die Erscheinungen unter heidnischen Nationen berufen, um ihre Theorie zu begründen. Jene Erscheinungen sind eigenthümlich, vereinzelt und Ausnahmen zur allgemeinen Regel, und berechtigen zu keinem Schluß außerhalb den Nationen, bei welchen sie hervortreten.

Und das ist nicht Alles. Hätte das Christenthum sich nur

durch natürlichen Fortschritt entwickelt, so möchte man meinen, daß eine christliche Nation, wenn sie aufhört, solches zu sein, im Vergleich zu jenen Nationen, welche beim Christenthum bleiben, und selbst im Vergleich zu dem, was sie früher war, nothwendig einen Fortschritt gemacht habe; denn sie könnte das Christenthum nur verwerfen, indem sie darüber hinauswächst und um eine Stufe höher steigt. Wie kommt es nun, daß dies nicht der Fall ist? Wie kommt es, daß man gerade das Gegentheil hievon gewahrt, und daß eine Nation, welche das Christenthum abwirft, unfehlbar unter jene Nationen herabsinkt, welche demselben treu bleiben, und herabfällt von der Höhe, auf der sie gestanden, so lange sie noch christlich war? Diese Thatsache ist unleugbar. Ein großer Theil Asiens war einst christlich; was ist dieser Theil jetzt im Vergleich zu dem, was er damals war? Man vergleiche das Alexandria eines Clemens, eines Origenes, eines hl. Athanasius und eines hl. Cyrillus mit dem heutigen Alexandrien; oder das nördliche Afrika unserer Tage mit dem eines Tertullian, eines hl. Cyprian und eines hl. Augustin! Das östliche oder griechische Kaiserreich noch lange nach der Einführung des Christenthums, übertraf den Westen an Reichthum, Verfeinerung, Gelehrsamkeit, Talent und Genie. Was ist es jetzt? Man sagt vielleicht, es sei von Barbaren überfluthet und erobert worden. Dasselbe geschah mit dem Westen; aber die Kirche war da. Diese brachte die Barbaren zum Stillstand, bekehrte sie und machte sie zu den ersten Nationen der Erde. Der Osten zerstörte die Einheit des Glaubens, trennte sich von dem Mittelpunkt des christlichen Lebens, fiel unter die Herrschaft der Barbaren, war unfähig, sie zu zivilisiren, und ging zu Grunde. Das oströmische Reich verschwand und seine Eroberer, unbekehrt, blieben Barbaren, wie sie es zur Zeit der Eroberung gewesen. Die protestantischen Nationen sind seit Luther und Calvin sichtlich gesunken in jeder Beziehung, ausgenommen in materieller Größe, und auch hierin haben sie offenbar den Höhepunkt erreicht. England ist in moralischer, sozialer und politischer Beziehung bei

weitem nicht mehr, was es bei der Thronbesteigung des ersten der Tudors war. Selbst katholische Nationen, wenn sie für einen Augenblick das Geistliche dem Zeitlichen zu unterwerfen suchen und den Glauben aus dem Auge lassen, sinken fürchterlich schnell, wie Oesterreich, Frankreich, Spanien, Portugal und das spanische Amerika zur Genüge beweisen. Paris unter der Herrschaft der Schreckensmänner, dieser Zöglinge moderner Philosophie, erinnerte nur zu lebhaft an die Greuel im heidnischen Athen und Rom. In jedem Lande, wo die Kirche in den Hintergrund tritt, sieht man die Saat des alten Nationalgözendienstes wieder sprossen. Deutschland sucht unstreitig seinen alten Naturdienst wieder herzustellen und Scandinavia droht, den Wodan und Thor wieder in ihre Rechte einzusetzen und sich wieder zu freuen in der Aussicht, in Walhalla den Nektar aus den Schädeln seiner Feinde trinken zu können. ¹⁾

¹⁾ Das, sagt Brownson, ist nicht etwa blos eine rhetorische Figur, wie jeder Kenner der heutigen deutschen und skandinavischen Literatur zugeben muß. Man lese nur aufmerksam Carlyle's Vorlesungen über „Helden- und Heroendienst,“ besonders jene über den „Helden als Gottheit,“ und man wird gestehen müssen, daß die Behauptung in dem Texte bei weitem nicht ungegründet sei. Die unseugbare Tendenz alles modernen Denkens und Philosophirens ist pantheistisch, und wer noch nicht weiß, daß alle heidnischen Mythologien im Pantheismus wurzeln, hat sie mit geringem Nutzen studirt. Das Menschengeschlecht ist methodisch in seinem Wahnsinn und verliert nie alle Spur seiner vernünftigen Natur. Es hat immer einen Grund für seine größten Verirrungen, von welcher Art er auch sein mag, und knüpft sie durch irgend ein logisches Band an ein gewisses Grundprincip, das an sich und an seiner Stelle nicht unrichtig ist. Es begann offenbar mit der Verehrung Eines Gottes und all die Abgötterei, in die es nachmals versiel, sind nur Verzerrungen des wahren Gottesdienstes. Sein erster Schritt abwärts war seine Verwechslung des Schöpfers mit dem Geschöpfe und sein zweiter deren Gleichstellung: Sie sind identisch, denn Gott ist das All' und das All' ist Gott, — reiner Pantheismus. Aber Gott ist Einer, die absolute Einheit. Dann ist jedes Element, jeder Theil, jeder Gegenstand im Weltall, mag seine Form sein, welche immer, wesentlich Gott und mag mit Recht göttliche

Ueberdies darf man nicht vergessen, daß die Nationen, welche all' die Greuel des Heidenthums annahmen und übten, die mächtigsten und berühmtesten der Erde waren, — Nationen, die uns selbst in ihren Ruinen noch in Erstaunen setzen. Was allgemeine Wissenschaft, Kunst, Literatur und gekünstelte Civil-

Ehren empfangen. Dann mögen einzelne Individuen und ganze Nationen sich irgend einen Theil oder Gegenstand der Schöpfung als den besonderen Gegenstand ihrer Gottesverehrung wählen, wie es ihnen beliebt. Daher Fetischismus, Polytheismus und die Grundlage aller Mythologien, die je gewesen und noch sind. Man analysire sie und man wird zuletzt bei allen auf Pantheismus, das Zerrbild von der Lehre der Einheit Gottes, stoßen. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen. Man rufe den Pantheismus wieder in's Leben, wie es wirklich geschieht, und man führt alle Greuel des Heidenthums wieder herbei. Das Menschengeschlecht wiederholt seine alten Irrthümer; es ist schon lange nicht mehr im Stande, neue zu erfinden. Das Christenthum stellte den Dienst des Einen Gottes wieder her, nachdem er von Anfang an bestanden, den Heiden aber durch ihre Verderbtheit abhanden gekommen war. Diejenigen, welche vom Christenthum abfallen, stellen sich auf den Punkt, von dem die Heiden in ihren Greueln ausgegangen, und müssen im Laufe der Zeit, wenn sie nicht zur Kirche zurückkehren, den ganzen Kreislauf heidnischer Verirrung und Abgötterei durchmachen. Fene Vertheidigungen heidnischer Mythologien, jene Bemühungen, sie mit dem Christenthum in eine und dieselbe Klasse zu stellen, die so allgemein geworden in unsern Tagen und offenbar mit den pantheistischen Spekulationen zusammenhängen, haben eine tiefe Bedeutung und verdienen eine ernstere Erwägung, als die Freunde christlicher Wahrheit denselben gewidmet zu haben scheinen; denn ist der Pantheismus einmal wieder hergestellt, so sind wir nicht mehr im Stande, ihn auf das Gebiet der bloßen Spekulation zu beschränken. Wir wären beim Anblick der Mischung von Guten und Bösen in der Welt genöthigt, weiter zu gehen und den alten orientalischen Dualismus wieder zu behaupten und so den Weg zur Wiederherstellung des Dämonismus und Dämonendienstes zu bahnen. Man sei überzeugt, daß es nicht engherzige Bigotterie, nicht Verfolgungssucht, nicht Thorheit oder Einfalt war, und daß es nicht ohne triftige, in der menschlichen Natur sowohl wie in der Offenbarung gegründete Ursachen war, wenn die Kirche so energisch den gnostischen, arianischen und manichäischen Irrlehren entgegentrat, diesen Häresien, welche den modernen Secten so theuer sind, und das gesamte Heidenthum im Keime enthalten.

sation betrifft, bleiben sie bis zur Stunde noch unerreicht. Kein Dichter gleicht dem Homer und Plato und Aristoteles sind noch immer unsere Lehrer in der Philosophie. Wir studiren noch immer die Klassiker als unsere Muster. In rein intellektueller und artistischer Bildung erreicht selbst Italien nicht das alte Athen, und was Staatskunst und Kriegsführung betrifft, sind die Alten noch nicht übertroffen worden. An Geisteskraft, an Tiefe und Schärfe im Denken, an logischer Kraft und Feinheit stehen die neuern Philosophen ihren heidnischen Vorgängern weit nach. Die Vernunft wurde mit mehr Eifer gebildet, und als natürliche Vernunft, voller entwickelt und mehr gepflegt bei jenen Heiden, als bei uns. Wir können in reiner Philosophie und in der Moral keine Frage aufwerfen, die sie nicht gestellt, und von der Vernunft ohne das Licht des Evangeliums, keine bessere Antwort auf jene Fragen erhalten, als sie gegeben. Von welchem Gesichtspunkte aus immer wir diese heidnischen Nationen betrachten wollen, sie hatten alle Vortheile, welche die Natur und natürliche Pflege geben kann. Man kann sich keine Nation denken, welche reicher begabt und mehr von der Natur begünstigt gewesen wäre, als sie. Wir können uns keinen natürlichen Vortheil denken, welchen sie nicht besaßen. Sie waren in der Lage, zu erproben, was die natürliche Vernunft vermag, und in der That, sie haben es gethan und uns gezeigt, was sie zu leisten im Stande ist. Wir übertreffen sie in nichts, außer in dem, was wir dem Christenthum verdanken; ja mit Ausnahme dieses stehen wir ihnen offenbar weit nach. Jedoch mit all diesen Vortheilen, mit all ihrer geistigen und künstlerischen Ausbildung und Größe, die noch immer von der Welt bewundert wird, waren sie doch in den größten Aberglauben, in den abscheulichsten Götzendienst versunken und statt der christlichen Religion näher zu kommen, entfernten sie sich immer mehr von ihr. Wie thöricht darum, zu behaupten, daß das Christenthum nur eine Folge der natürlichen Entwicklung und des natürlichen Fortschrittes der Vernunft sei! Mag das Christenthum wahr sein oder falsch, nie wird man es

als eine Folge natürlicher Entwicklung und einfach als eine Phase in dem beständigen Fortschritt der Menschheit betrachten, wie uns moderne Philosophen so gerne einreden möchten.

Alle Monumente des Alterthums zeugen gegen die Annahme, daß der Mensch selbst fortschreite im Sinne gewisser Philosophen, oder daß die Menschheit nach einem natürlichen Gesetze des Fortschrittes im Laufe der Jahrhunderte zu immer größerer Vollkommenheit gelange. Nationen, außerhalb des Christenthums gestellt mögen ihre Institutionen verbessern, und durch Gewerbsfleiß, Kunst, und den Gebrauch der Waffen, wie Rom und Carthago, von einer kleinen Burg, oder von einer schwachen Colonie zu mächtigen und berühmten Reichen sich entwickeln; allein dieser Fortschritt kommt hier nicht in Betracht; denn er mag sein und ist gewöhnlich auch das Erzeugniß der Vernunft im Dienste der Begierlichkeit, der Leidenschaft oder eines gesegelos Willens, — das Erzeugniß nationaler oder individueller Gewissenlosigkeit oder Pflichtvergeßenheit. Die Geschichte der berühmten Völker und Reiche des Alterthums ist die Geschichte einer fast ununterbrochenen Reihe von Ungerechtigkeiten und Rohheiten, von Gewaltthaten und Räubereien, von Tyrannei und Unterdrückung. Athen zählte in seinen besten Tagen innerhalb seiner Mauern 400.000 Sklaven auf 20.000 freie Männer. Diese Staaten und Reiche waren auf Ungerechtigkeit gegründet und wurden durch Verbrechen zusammengehalten, — und darum ihr Fall; Unrecht gedeiht nie, außer auf einige Zeit. Dasselbe kann man sagen von Rußland, von Großbritannien und später vielleicht von der nordamerikanischen Republik. Wer weiß nicht, daß der Nationalrechtsinn in den vereinigten Staaten mit dem industriellen und commerciellen Aufschwung nicht gleichen Schritt hält und daß die Corruption nach Innen zunimmt, je mehr ein phosphorescirender Glanz nach Außen die Welt blendet? Ein derartiger Fortschritt wird nicht geleugnet, aber er kommt hier nicht in Rechnung, denn es ist kein Fortschritt in der Erkenntniß und Verehrung Gottes.

Dennoch sagen neuere Philosophen, jene nämlich, welchen Protestanten mit der größten Ehrerbietung und Begeisterung zuhören, daß die Lehre von dem Fortschritt des Menschen, ja selbst der menschlichen Natur, das Evangelium des 19. Jahrhunderts sei. Wer immer diese Lehre leugnet oder bezweifelt, wird als socialer Verbrecher, als Verräther an der Menschheit gebrandmarkt, wird verspottet und verhöhnt als ein Mensch, dem der Zopf nach hinten hängt, und der gleich dem Gadarener nur in den Gräbern wohnt. Einige gehen selbst so weit, daß sie ein Fortschreiten aller Geschöpfe, des ganzen Weltalls, ja Gottes selber behaupten. Allein behaupten, daß Gott fortschreite, heißt seine Vollkommenheit leugnen, — denn was vollkommen ist, hat keinen Fortschritt, — und seine Vollkommenheit leugnen, heißt seine Existenz leugnen, und darum heißt ein Fortschreiten in Gott behaupten so viel, als seinem eigenen Wort widersprechen. Der Fortschritt des Universums aber muß der Fortschritt aller Geschöpfe sein, woraus eben dasselbe besteht; ein Fortschritt der Geschöpfe jedoch ist metaphysisch unmöglich, und es ist ein triftiger Beweis gegen die Lehre selbst, daß es im 19. Jahrhundert Männer gibt, welche eine solche Lehre aufstellen und die man eben darum als die Erleuchteten und als Führer betrachtet. Was nicht ist, kann nicht handeln; was ist, kann aus sich nicht mehr machen als es ist; denn Niemand kann als Ursache mehr sein, denn was er ist als Seiendes, und daß ein Wesen mehr aus sich machen sollte, als was es ist, heißt gerade so viel, als ob nichts etwas aus nichts machen wollte.

Es ist ferner ungereimt, von einem Fortschritt der menschlichen Natur zu sprechen. Der Mensch hat von seinem Schöpfer eine bestimmte Natur empfangen, vermöge welcher er ein Mensch ist. Seine Natur ist das, womit er geboren wird und geboren werden muß, oder er hört auf, Mensch zu sein. Man ändere diese Natur, mache sie mehr oder weniger, und der Mensch gehört zu einer anderen Ordnung in der Schöpfung und ist nicht länger mehr ein m e n s c h l i c h e s Wesen. Wenn er Mensch blei-

ben soll, so muß auch seine Natur immer die nämliche sein. Wer als Mensch geboren werden soll, muß mit derselben Natur geboren werden. Das gilt von jedem Individuum jeder Generation, vom ersten bis zum letzten. Dann müssen auch alle Menschen mit denselben wesentlichen Fähigkeiten geboren werden, und diese Fähigkeiten müssen in allen wesentlich dieselben sein. Dann gibt es keinen Fortschritt der Natur, keinen Fortschritt der Vernunft. Dann muß aber auch die Vernunft, wenn sie sich bisher, auf ihr eigenes Licht beschränkt, überall unzureichend erwiesen hat, einen Gottesdienst zu lehren, welcher ihr selbst genügt, auch fortan hiezu sich unzureichend erweisen.

Wenn man aber auch diesen modernen Philosophen zugesetzt, sich auf die Geschichte christlicher Nationen, seitdem sie christlich geworden, zu berufen, so können sie daraus doch keinen Beweis für ihre Fortschrittstheorien entnehmen. Der an diesen Nationen bemerkte Fortschritt ist ein äußerer, kein innerer. Die christliche Gottesverehrung war in dem ersten Augenblick, da sie angeordnet wurde, ebenso vollkommen, als sie jetzt ist. Ja, die protestantischen Prediger sagen sogar, daß sie vollkommener war; denn sie behaupten, daß die Kirche sie entstellt habe. Selbst diejenigen unter den Gegnern der Kirche, welche am meisten von Fortschritt träumen, behaupten, daß das Christenthum in der Welt kaum Fuß gefaßt, als die Menschen es auch schon seiner Wahrheit und Schönheit beraubten, und es in entehrenden Aberglauben verkehrten. Die ersten Reformatoren gestanden zu, daß ihr Werk auf der Voraussetzung beruhe, als liege in ihren Tagen die christliche Religion unter einem Schutthaufen begraben, aus welchem man sie hervorziehen und in ihren einfachen und majestätischen Verhältnissen wieder herstellen müsse. Aber sei dem, wie ihm wolle, es ist offenbar, daß das Christenthum keinen Fortschritt gemacht, außer insofern es sich weiter ausgebreitet, insofern der Glaube und die Uebung dessen, was es von Anfang an gelehrt und befohlen, sich weiter erstreckt, und insofern die Völker, welche sich dazu bekennen, in ihrem Leben und in ihren

Einrichtungen die Lehren und Vorschriften des Christenthums vollkommener realisiren. Der Heilige des 19. Jahrhunderts übertrifft nicht den des ersten, und die Christen der Zeit der Märtyrer standen in Glaube, Liebe, Frömmigkeit und Eifer den Christen unserer eigenen Tage nicht nach. Die Lehrer und Väter der ersten Jahrhunderte werden noch immer mit Ehrfurcht studirt und ein Justin, Origenes, Gregor, Leo, Hilarius, Basilus, Chrysostomus, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus haben noch nicht ihres Gleichen gefunden. Man studire den hl. Thomas und man wird finden, daß er die Lehre eines hl. Augustin, eines hl. Gregor d. Gr. wiedergibt, nur in scholastischer Form. Die größten Gelehrten und Theologen unserer Tage lehren nur wieder, was sie von den ersten hl. Vätern gelernt, nur daß sie dabei dem neueren Geschmack und den jetzt bestrittenen Punkten Rechnung tragen. Das Christenthum selbst, als Religion betrachtet und als Antwort auf die Frage: Welches ist der Gott gebührende Dienst? oder in so weit es den nothwendigen Beistand leistet, um Gott zu geben, was wir ihm schuldig sind, hat offenbar keinen Fortschritt gemacht, und was noch mehr zur Sache thut, kann keinen machen.

Der Fortschritt in anderen Beziehungen, den man unter Christen bemerkt, war ein Fortschritt im Gehorsam gegen die christlichen Gebote, in der Entfernung der dem Einfluß des Christenthums entgegenstehenden Hindernisse, oder in Dingen, welche mit einem moralischen oder religiösen Fortschritt in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen. Man mag heut zu Tage das Feld der Beobachtungen erweitert haben; man mag in Untersuchungen über die Materie weiter gekommen sein, als die Alten; man mag sie in der chemischen Analyse, im Zählen und Messen der Sterne übertreffen; die vielgerühmte Ueberlegenheit der Neuern in rein natürlichen Wissenschaften mag zugegeben werden; aber der Fortschritt hierin wirft kein Licht auf die großen Fragen bezüglich unserer Pflichten und geht in unseren Tagen mit der Irreligiosität gewöhnlich Hand in Hand. Die Vernunft sieht

klar ein, daß ein Mensch, weil er mit den Namen, der Zahl und der Größe der Sterne, mit Orygen, Hydrogen und Glorine, mit Electricität und Magnetismus, mit der Kraft der Schraube und des Hebels, mit Glimmer, Quarz und Grauwacke, oder selbst mit den modernen Aktien- und Banksystemen sich bekannt gemacht hat, seine Kenntniß dessen, was er Gott schuldig ist, nicht einmal erweitert hat; und es ist schwer zu glauben, daß man nicht ebenso gut mit, als ohne Spinn- und Web- und Dampfmaschinen, ebenso gut mit, als ohne Eisenbahnen, Ballone und Telegraphen seine Pflicht thun könne. Diese Dinge mögen für uns als einer höheren Gattung lebender Wesen von Nutzen sein oder nicht; in sich selbst betrachtet liegen sie offenbar außerhalb des Kreises unserer moralischen Beziehungen, und eine Kenntniß derselben lehrt uns keineswegs die Pflichten, die wir als Menschen haben. Was die Vernunft über diese Beziehungen und Pflichten sagen kann, das hat sie gesagt, ehe die Geschichte authentisch wird; denn wir finden zur Zeit, da die Geschichte anfängt, zuverlässig zu werden, das Menschengeschlecht bereits im Besitze alles dessen, was die Vernunft bisher gesagt hat und auch jetzt noch sagt; und wenn wir etwas mehr wissen, so läßt es sich auf eine christliche Quelle zurückführen, und war den ersten Christen ebenso gut bekannt, wie uns.

Wohlan, hier stehen nun jene, welche die katholische Kirche verwerfen. Sie sind genöthigt, bezüglich der Vernunft zuzugeben, was die allgemeine Erfahrung als wahr erwiesen, nämlich, daß sie für sich selbst niemals genügt. Das hätten sie aber von Anfang her wissen können; denn die Natur schließt die Vernunft in sich, und kann die Natur nicht der Natur genügen, so kann auch die Vernunft nicht die Vernunft zufrieden stellen. Ohne Zweifel hätte Gott, wenn er gewollt, die Vernunft für sich selbst ausreichend schaffen können; allein die Thatsache, daß sie sich, wenn auf sich selbst beschränkt, allgemein und unfehlbar als unzureichend erwiesen hat, beweist zur Genüge, daß er es nicht gethan. Auch hilft es nichts, wenn man sollte zeigen können,

daß die Vernunft, abstract genommen, sich selbst genügen könne; denn es handelt sich nicht darum, was sie in abstracto, sondern was sie in concreto vermag. Der Mensch lebt nicht im Abstracten und das Abstracte als solches hat keine wirkliche Existenz. Die Vernunft muß im Stande sein, unter all den mannigfaltigen wirklichen Verhältnissen des concreten Lebens zu lehren, wie man Gott dienen soll, so daß es ihren eigenen Anforderungen entspricht, oder sie ist offenbar in dieser Beziehung unzureichend. Die Erfahrung aber beweist, daß sie es nicht zu thun im Stande ist.

Endlich hilft es auch nichts, zu zeigen, daß die Unzulänglichkeit der Vernunft mehr in äußeren Umständen, als in ihrem inneren Wesen liege. Der Mensch muß genommen werden, wie er wirklich in Zeit und Raum existirt. Ohne Zweifel kommen die Haupthindernisse, welche sich der Vernunft entgegenstellen, von unserer niederen Natur, von der Begierlichkeit, Sinnenlust und Leidenschaft; allein diese Hindernisse werden ihr von einer Ursache in den Weg gelegt, welche eben so beständig und allgegenwärtig in uns ist, als die Vernunft selbst, — von einer Ursache, welche in allen Menschen mehr oder weniger thätig ist, und oft am thätigsten und mächtigsten in Menschen, welche mit dem größten Genie und einem umfaßenden und ausgebildeten Verstande begabt sind. Daher die sprichwörtlichen Schwächen des Genie's und die Thatsache, daß geistige Größe selten mit moralischer Größe verbunden ist. Nichts ist ausreichend für uns, das nicht im Stande ist, die Begierlichkeit zu überwinden, — das nicht über sie herrscht, statt von ihr beherrscht zu werden. Da nun die Vernunft offenbar dieser Begierlichkeit nicht Herr zu werden vermag, so ist sie eben so unzureichend, als sie wäre, wenn ihre Unzulänglichkeit ganz und gar zu ihrem Wesen gehörte.

Ist aber die Vernunft nicht ausreichend, wie das unleugbar der Fall ist, so müssen jene, welche die katholische Kirche verwerfen, entweder darauf verzichten, Gott jene Verehrung zu erzeigen, welche der Vernunft genügt, oder es muß etwas über

der Vernunft sein, das mich einen Gottesdienst lehrt, welcher ihr genügt. Eines oder das Andere muß wahr sein; es fragt sich also was? Man gehe nicht leichtsinnig über diese Frage hinweg.

Der Darwinismus und die Philosophie.

(Eine zeitgemäße Studie von Prof. Dr. **Sprinzl.**)

B. Der Darwinismus und die Metaphysik.

Befaßt sich die Metaphysik wesentlich mit den hinter der Erscheinungswelt, der Physik, liegenden Gründen, so muß hier die Frage gestellt werden, welches denn die Gründe sind, die der Darwinismus der Physik unterstellt, und eben an die Würdigung dieser Gründe hat sich unser philosophisches Urtheil über den Darwinismus anzulehnen. Es handelt sich aber da einmal um den allgemeinen Seinsgrund, wie er überhaupt der gesamten Erscheinungswelt zu Grunde liegt; sodann ist es die in der Welt herrschende Zweckbeziehung, die Teleologie der Natur, welche eine besondere Frage nach deren Grundlage herausfordert; und endlich tritt uns noch in der Welt der Mensch mit einem besonderen Kreise von Erscheinungsthatsachen entgegen, so daß nach dieser Seite noch eine spezielle Frage an den Darwinismus zu stellen ist, nach deren Beantwortung der philosophische Calcul sich richten muß. Und so werden wir demnach im Folgenden nach diesen drei Gesichtspunkten unsere philosophische Prüfung des Darwinismus vollziehen.

1. Der Darwinismus und das Weltsein.

Der Darwinismus befaßt sich zunächst mit der organischen Welt und will, wie wir gesehen haben, aus einer oder wenigen Stammformen mittelst der natürlichen Zuchtwahl und des Kampfes ums Dasein die reich gegliederte Ausgestaltung derselben erklärt haben. Haben wir aber schon gesehen, daß die von der Darwinischen Hypothese postulirten Erklärungsgründe, sowohl die primären als sekundären, keine hinreichende Realität